

neben den sie weiterführenden Forschern (wie zum Beispiel das Ehepaar Papoušek) wiederholt zitiert.

Was man über die Kinderentwicklung weiss, wird in extenso und wo nötig mit Wiederholungen aufgeführt – der Leser kann das Buch irgendwo aufschlagen und bekommt jeweils den Kontext zum behandelten Thema mitgeliefert.

Dem Rezensenten fehlt allerdings ein Eingehen auf die Separation-Individuation mit der für die Psychopathologie besonders wichtigen Subphase der Wiedernäherungs-Krise. Kürzlich hat der gleiche Klett-Cotta-Verlag, der das hier besprochene Buch herausgibt, einen Aufsatzband von Anni Bergman (Anni Bergman: ICH und DU. Die Individuations- und Separationstheorie in psychoanalytischer Forschung und Praxis. Stuttgart: Klett-Cotta; 2001. ISBN 3-608-94258-0) publiziert, wo in einer einigermaßen genügenden deutschen Übersetzung differenzierte Abhandlungen über das hochkomplexe Gebiet der Mutter-Baby-Interaktion zu finden sind. Darin wird ersichtlich, dass die heute so modischen Bindungsforschungen und die daraus abgeleiteten Theorien, auf die Nissen hinweist, noch nicht auf dem Niveau angelangt sind, wo sie zur Erklärung entwicklungsbedingter Psychopathologie wirklich taugen. Der Praktiker kann mit den frühen Forschungen der Mahler-Gruppe heute noch mehr anfangen als mit den Resultaten der Bindungsforschung.

Auch geschichtliche Perspektiven werden, wo es sinnvoll ist, eröffnet, zum Beispiel im Kapitel über den Autismus, wo Emminghaus 1887 zitiert wird, der Säuglinge beschrieb, die ««matt und leer» blickten, nicht lächelten, beim Anblick der Mutter «kein Zeichen der Zuneigung, der Freude» zeigten, ihre Stimme nicht erkannten, Gehörreize nicht wahrnahmen und keine «phonetischen und mimischen Äusserungen» von sich gaben».

Das Buch ist sorgfältig und graphisch sinnvoll gestaltet, sinnentstellende Fehler selten – ein amüsantes Beispiel findet sich auf S. 264: «In den letzten 40 Jahren wurde eine kaum noch unüberschaubare Anzahl [...]».

Einen besonderen Hinweis verdient neben all den übrigen gründlich dargestellten Gebieten der Kinderpsychiatrie das Kapitel über die Angststörungen. Darin werden auch Familiensitzungen (zur Behandlung des Schulschwänzens) erwähnt: «die oft passiven Väter (sollten) regelmässig teilnehmen». Wenn statt der bekannten wirksamen psychodynamischen Therapien Verhaltensmodifikations-Techniken empfohlen werden, die bekanntermassen oft zu wenig kompetent durchgeführt werden, ist das zu bedauern. Zu viele vorerst schiefgegangene Therapieversuche landen beim Psychoanalytiker, wenn schon viel Kredit für die «Helfer» aufgebraucht ist.

Es wird daran liegen, dass in Deutschland, wie überhaupt in eher nördlichen Ländern, die Gruppe als soziale «Zelle» nicht recht bekannt oder allenfalls unbeliebt ist. Das

mag für das nur in geringem Masse genutzte Potential der Gruppentherapie mit Familien mitverantwortlich sein.

Einem Kandidaten für die Kinder- und Jugendpsychiatrie-Facharztprüfung kann das Buch, wie den oben genannten Adressaten, durchaus zur empfohlenen Bibliographie hinzugefügt werden.

Th. von Salis, Zürich

Elisabeth Roudinesco: Wozu Psychoanalyse?

Stuttgart: Klett-Cotta; 2002.

Kartonierte, 198 Seiten.

Fr. 34.40, ISBN 3-608-94288-2

Ein kluges und engagiertes, brillant geschriebenes Plädoyer für die Psychoanalyse – doch weit mehr als nur das: Die in Paris lehrende Historikerin und Psychoanalytikerin begnügt sich nicht damit, den gegenwärtigen Zustand der Psychoanalyse, ihre Funktion und ihre Bewertung in der heutigen Gesellschaft zu beklagen. Sie analysiert auch die Politik dieser Gesellschaft und ihres Zeitgeistes und deren Verhältnis zur Psychotherapie und Psychoanalyse mit ebenso scharfem analytischem Verstand. Gleich zu Beginn macht sie klar, wie sie darüber denkt:

«Die Psychoanalyse gibt es nun schon seit hundert Jahren und sie hat unanfechtbare klinische Erfolge aufzuweisen. Warum aber [...] sieht sie sich gegenwärtig so heftigen Attacken von Leuten ausgesetzt, die sie durch chemische Behandlungen ersetzen wollen [...]? Es liegt mir fern, den Nutzen solcher chemischer Substanzen zu bezweifeln oder die Erleichterung, die sie verschaffen, gering zu schätzen; dennoch wollte ich zeigen, dass sie die psychischen Leiden des Menschen, seien sie normaler oder pathologischer Natur, nicht heilen können. Der Tod, die Leidenschaften, die Sexualität, der Wahn, das Unbewusste, die Beziehung zum Mitmenschen – das alles prägt den einzelnen Menschen in seiner Subjektivität, und keine Wissenschaft, die diesen Namen verdient, wird je damit zu Rande kommen, sehr zu unserem Glück übrigens.»

Wir leben, stellt Roudinesco fest, in einer depressiven Gesellschaft, in der psychisches Leiden denn auch «in der Gestalt der Depression» auftritt. Das Zeitalter der Individualität habe dasjenige der Subjektivität abgelöst. Unter Subjekt versteht Roudinesco den autonom handelnden, sozial verankerten und verantwortlichen Menschen. «Der heutige Mensch ist das Gegenteil von einem Subjekt geworden, weil er sich in der Illusion wiegt, es gebe eine Freiheit ohne jeden Zwang, eine Unabhängigkeit ohne ein Begehren und einen objektiven Geschichtsverlauf ohne eine persönliche Lebensgeschichte.» Weil das Subjekt nicht mehr existiere, werden alle Kranken wie anonyme Wesen behandelt, und es spiele im Grunde keine Rolle, an welchen Symptomen sie litten – sie bekämen stets die ganze Bandbreite derselben Medikamente. Hilfesuchende Menschen würden wie Roboter

behandelt, die mechanisch repariert werden müssten. Die Kranken ihrerseits, desorientiert und vom Rat der Fachleute abhängig, vertrauten zum einen zwar der naturwissenschaftlichen Medizin, suchten aber gleichzeitig ihr Heil «im Labyrinth alternativer Therapieangebote».

Eine depressive Gesellschaft, die sich im ökonomischen Prozess der Globalisierung befindet, welcher die Menschen zu Objekten macht, «[...] möchte nichts mehr von Schuldgefühlen hören, nichts von Sinnhaftigkeit im persönlichen Leben, nichts von Gewissen, Begehren oder vom Unbewussten. Die moderne demokratische Gesellschaft will die Realität von Unglück, Tod und Gewalt aus ihrem Blickfeld verbannen und habe den Begriff des sozialen Konflikts abzuschaffen versucht.

Grundlage dieser Entwicklung sei die szientistische Hybris, die – von den rasanten Fortschritten der Biologie, speziell der Neurobiologie, und der Technik, insbesondere der Informatik, geblendet – Wissenschaft mit Naturwissenschaft gleichsetzt. Die Arroganz des «Was ich weiss, ist gut, was ich nicht weiss, ist schlecht» führe zu naturwissenschaftlichen Selbstidealisierungen, die dem narzisstischen Gleichgewicht zwar köstlich, aber mit Entwertungen von allem verbunden seien, was in diese Selbstidealisation nicht hineinpasste. So werde die Psychoanalyse bald als «Hermeneutik», bald als «literarisches Deutungsmuster» oder als «Variante der antiken Traumdeutung» abgetan. Was nicht naturwissenschaftlich messbar, wägbare und beweisbar ist, werde als unwissenschaftlich angesehen. Humanwissenschaften gibt es in dieser Optik nicht.

Roudinesco setzt sich eingehend mit den Kritikern der Psychoanalyse auseinander, von Jeffrey M. Masson bis zu Karl Popper, die sie nur zum Teil ernst nehmen kann. Besonders harsche Kritik übt sie an der zunehmenden Konzeptlosigkeit des sogenannten DSM, des Manuals Psychischer Erkrankungen der amerikanischen Psychiatergesellschaft.

Angefangen habe der Prozess solcher szientistischer Verbiegung der Psychoanalyse in den USA, wohin viele der in Deutschland verfolgten Psychoanalytiker geflüchtet waren. Der Preis für ihre Rettung (und die Rettung der Psychoanalyse) war, dass die amerikanischen Therapeuten in ihrer pragmatischen Haltung zwar begeistert die Ideen Freuds aufnahmen, aber sofort versuchten, «die sexuelle Energie zu messen, die Wirksamkeit der Behandlungen mit immer zahlreicheren Statistiken zu beweisen [...]». In kürzester Zeit habe sich die amerikanische Psychoanalyse den Kriterien naturwissenschaftlicher Mess- und Wägbarekeit, aber auch der Anpassung des Menschen an eine utopische Glücksvorstellung angepasst: «Freud starb in Amerika» lautet der Titel eines Kapitels.

Roudinesco verschont die psychoanalytischen Institutionen selber nicht mit Kritik. Sie sieht die mehrfachen Spaltungen als Folge eines zur Erstarrung neigenden Dogmatismus – eine Erscheinung, wie sie in vielen Ländern beobachtet werden konnte.

Allerdings bewegt sich die Autorin vor allem im ihr vertrauten Feld der französischen Psychoanalyse. Deren Situation sei in Frankreich allerdings auch aussergewöhnlich, denn «ohne die Revolution von 1789 hätte es in Frankreich kein psychiatrisches Wissen gegeben, das fähig gewesen wäre, den universellen Charakter von Freuds Entdeckungen zu integrieren, und ohne die Affäre Dreyfus hätte sich keine intellektuelle Avantgarde herausgebildet, die in der Lage gewesen wäre, eine subversive Auffassung des Freudschen Begriffs vom Unbewussten zu unterstützen».

Das temperamentvolle Plädoyer für die Psychoanalyse entpuppt sich so als luzide Kritik an unserer Zeit, unserer Gesellschaft und dem Geist oder Ungeist, der uns bereits im Griff hat. Unbedingt lesenswert!

E. Hurwitz, Zürich

Psychotherapie im Dialog (PiD): Gefühle

Nr. 2, Juni 2002.

Stuttgart: Georg Thieme Verlag.

ISSN 1438-7026

Für den Thieme Verlag gibt ein Team kompetenter Fachleute eine Zeitschrift heraus, welche die Psychoanalyse, die Systemische Therapie und die Verhaltenstherapie in einer, wie Pichon-Rivière sagen würde, konvergenten Epistemologie¹ erfassen will. Das vorliegende Heft ist den Gefühlen gewidmet.

Wenn nicht überhaupt in der Psychotherapie, so doch in bezug auf die Gefühle wird ein Bedürfnis nach einseitig schulen-spezifischer Sicht als überholt angesehen.

So bemerkt Steffen Fliegel in seinem «Resümee», die «kognitive Wende» habe dazu beigetragen, dass die verschiedenen Richtungen «sich auf einander ähnliche therapeutische Strategien zusammenführen» lassen. Sei es «bei der Beschäftigung mit kognitiven Prozessen im weitesten Sinne um die Aspekte Handlungsvorbereitung, Handlungsausführung und Handlungsbeurteilung» gegangen, kämen durch das Emotionale die Themen *Regulation, Beziehung und Biografie* hinzu. Und weiter: «Welche Strategie auch immer angewandt wird, sie kommt nicht ohne eine therapeutische Beachtung der *Beziehung* zwischen PatientInnen und TherapeutInnen aus.» Es sei «notwendig, die *lebensgeschichtliche Einbettung* der Gefühle zu verstehen» [Hervorhebungen im Original].

1 Ich übersetze aus dem Vorwort zu *El Proceso Grupal*: Die Synthese dieser [meiner] Forschung kann [begrifflich] gefasst werden mit der Bezeichnung einer konvergenten Epistemologie, welcher zufolge die Wissenschaften des Menschen einen einzigen Gegenstand «Den Menschen-in-der-Situation» betreffen; sie erfordert eine pluridimensionale Angehungsweise. (Pichon-Rivière E. Buenos Aires: Ediciones Nueva Visión; 1985. S. 12)

Unter einer Rubrik «Standpunkte» wird das Thema «Gefühle mit Gefühlen behandeln» von Annette Kämmerer abgehandelt, die aus der Vielfalt von Aspekten des Themas, wie sie eine akademische Psychologie in ermüdender Vollständigkeit überblicken will, ein paar vernünftige Konsequenzen herausdestilliert.

Rainer Krause handelt in der Rubrik «Aus der Praxis» theoretische und Behandlungstechnische Gesichtspunkte aus psychoanalytischer Sicht mit ethologischem Hintergrund ab. Ein ebenfalls sehr akademischer Beitrag, dessen Vorzüge für den Praktiker aber u.a. in einer Klärung der Begriffe und der Einführung in eine interessante Weiterentwicklung der psychoanalytischen Theorie und Technik liegen. Gefühle seien, so Krause, «ein eigenständiges, auch die Triebe steuerndes Motiv- und Signalsystem». In ihnen sehe man das phylogenetisch entstandene, säugetierspezifische Kommunikationssystem, das unter anderem dazu dient, die Bedürfnisse, d.h. auch die «Objektbeziehungswünsche an sich selbst und einen Partner [...] zu signalisieren».

Krauses Arbeit ist voller nützlicher Hinweise für Psychotherapeuten. Das dürfte mit der grundsätzlich wichtigen Stellung des Affektiven in der Psychotherapie, aber auch mit Krauses Interesse für die psychoanalytische Klinik zusammenhängen.

Die theoretische Grundlage, die Krause für die Psychotherapie zu bieten hat, ist sehr viel solider als diejenige der übrigen Beiträge, die unter der Rubrik «Aus der Praxis» in dieser Ausgabe enthalten sind. Die beiden Theoriestränge, ethologisch und psychoanalytisch, sind aus der Beobachtung und der Therapie von Verhalten bzw. psychischem Leiden entstanden und sind dementsprechend aussagekräftig, besonders in der gegliederten Kombination, die Rainer Krause vorstellt.

In der Mitte des Heftes steht ein Podiumsgespräch mit dem Thema Übertragung, an dem Exponenten der Psychoanalyse, der Klientenzentrierten Gesprächspsychotherapie, des Psychodramas, der Verhaltenstherapie, der Systemischen Therapie, der Integrativen Gestalttherapie und der Analytischen Psychologie nach C.G. Jung teilnehmen.

Der Eindruck, der sich (im Sinne einer vorbestehenden Idee des Rezensenten) einstellt, ist der eines Theoriedefizits im ganzen Bereich der Psychotherapie, aber mit deutlichen Unterschieden von Schule zu Schule. Die solideste theoretische Grundlage hat sicher die Psychoanalyse, mit einem Nachteil: Sie ist für viele schwer verständlich. Das zeigt sich in dem kurzen Schlagabtausch, den der Gesprächstherapeut anstösst: «[...] was die Gesprächstherapie beachtet, ist eigentlich eher aus der genauen Beobachtung der Interaktion [...]» [Der Analytiker:] «Da bin ich vielleicht falsch verstanden worden.» [Der Gesprächstherapeut:] «Das nehme ich an.»

Ebenfalls eine theoretische Grundlage ist der Verhaltenstherapie zuzuschreiben. Deren Vertreter formuliert dementsprechend klar und einleuchtend, wie das Phä-

nomen der Übertragung von der Verhaltenstherapie konzeptuell und praktisch gefasst wird. Er sagt u.a.: «Wir haben einen anderen Weg genommen – einen Umweg gemacht – und kommen jetzt zur wissenschaftlichen Behandlung von Dingen, die bei Freud Thema waren [...]. Auch wir nehmen das Auftauchen alter Beziehungsmuster zum Anlass, um es in der Therapie zu thematisieren [...] und zu verändern.»

Aus dem Publikum wird rückgemeldet, man sei positiv davon beeindruckt, wie das Übertragungskonzept in allen vertretenen Therapieformen eine zunehmende Rolle zu spielen scheine.

Aus jeder der vorgestellten Schulen wird eine Fallvignette vorgebracht, und hier zeigen die Autoren etwas vom Besten.

Sowohl aus dem Gefälle Theorie-Klinik als auch aus den Publikumsreaktionen geht hervor, mit wieviel Schwierigkeiten ein so zentrales Thema wie die Übertragung aufwartet, wenn sich die Leute darüber verständigen sollten.

Unter den vielen interessanten Beiträgen dieses Heftes – ein Interview mit dem Bergsteiger Reinhold Messner ist eine der Perlen – findet sich ein Gespräch mit einer Journalistin, die den Standpunkt der Konsumenten vertritt. Sie moniert, dass ein Bedürfnis nach (Qualitäts-)Kriterien und Orientierung besteht – eine Beratung über die Beratung wäre gefragt.

Sie weist auf ein Informationsdefizit hin, das ganz einfache, aber grundsätzlich wichtige Aspekte der Therapien betrifft: Es fallen Stichworte wie Unzulässigkeit von Zahlungen, Extra-Leistungen, Abgeltung in «Naturalien» wie zum Beispiel Übernahme von Hausarbeiten durch den Patienten, Kinderhüten, Autowaschen, Steuerberatung [...], aber auch Besonderheiten der Praxiseinrichtung werden angesprochen, Aufklärung des Patienten über die Art der Therapie und Aufklärung über unzulässiges Verhalten von Therapeuten wie sexuellen Verkehr, Geheimhaltungsbefehle, Sektenwesen.

Die Journalistin hat den Eindruck gewonnen, dass heute insgesamt eine bessere Aufgeklärtheit über Psychotherapie besteht als noch vor zehn Jahren. Was sie für die Zukunft wünscht, ist zum Beispiel, dass die Berufsverbände sich mehr um die berechtigten Anliegen der Patienten kümmern würden, statt nur auf die eigenen Interessen zu achten.

Hiermit ist ein Grundsatz der Psychotherapie mit angesprochen: Die Interessen der Behandler müssen mit denjenigen der zu Behandelnden in ein gutes Verhältnis kommen. Ein zu grosser Überhang auf die eine oder andere Partei bringt die Therapie zum Scheitern.

Th. von Salis, Zürich